

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Der Volksfreund. 1901-1932 1932

174 (28.7.1932) Unterhaltung, Wissen, Kunst

Unterhaltung * Wissen * Kunst

Aus einem Kriegstagebuch

Die traurige Geschichte des Füsiliers Kimmel

Tausendmal haben wir es im Krieg erlebt, wie der Tod mit seiner Hand in unsere Reihen greift, wahllos, unerbittlich. Doch niemals hat der Tod eines Kameraden mein Inneres mehr bewegt, von all den Tausenden, die ich sterben sah, als der Tod des Füsiliers Kimmel. Als Ertragsbericht erst im Spätherbst 1918 eingingen, kam er im Frühjahr 1917 zum Regiment. Er war feiner, der viel von sich reden machte, aber ein guter Kamerad, der seine Pflicht tat und deshalb von allen geliebt und geschätzt wurde. Frühjahrs 1918 erhielt er das R. II. Klasse. Nichts Besonderes war bis dahin an ihm zu bemerken. Da kam die Matrosenflotte bei Chateau-Thierry zum Auslaufen. Da kam für ihn eine Wundlung, deren Unfall Brief seiner Frau an den Kompanieführer war, dessen Inhalt hier wörtlich wiedergegeben sei:

Sehr geehrter Herr Leutnant!
Ich erlaube mir, ob geheimer Herr Leutnant meinen Namen, den Ertragsbericht Jakob Kimmel, mal in Urlaub schicken können, weil ich ihn dringend nötig habe. Mein Vater ist 75 Jahre alt und nun schon 8 Wochen krank und ich kann das Heu nicht allein bereinigen. Und das Vieh verjagen und für 5 Kinder sorgen und bald kommt die Getreide-Ernte. Sehr geehrter Herr Leutnant bitte ich, doch meinen lieben Vater zu schicken, damit wir alles besorgen können und ein halbes Jahr hat er doch seinen Urlaub gebüht. Ich bin Herr Leutnant sehr dankbar und zeichne Hochachtungsvoll

Frau Luise Kimmel.
Unglaubliches Erlauben, gefolgt von einem freundlichen „Ja“, Herr Leutnant“, kam aus dem Munde des Kimmel, nach Erhalt dieses Briefes der Leutnant ihm kommen ließ ihm erklärte: „Kimmel, Sie können 14 Tage Urlaub bekommen.“ Die 14 Tage waren vergangen, 3 Wochen waren vergangen, Kimmel war noch nicht zurück. Was blieb dem Kompanieführer übrig? Meldung an das Bataillon, das dort Befehl gab, einen zuverlässigen Unteroffizier zu beordern, der den bereits im Garnisongefängnis in Billingen gefangen Kimmel abholen soll. Vier Tage später kam der Unteroffizier zurück und brachte Kimmel — nicht mit. Der Kompanieführer berief die Unteroffiziere dem künftigen Leutnant, als er in Sedan austreten ging, um seine Notdurft zu versehen, wohnt er Kimmel mitgenommen habe, dieser ihm plötzlichen Stolz verriet hätte und spürlos verschwand, Kimmel er Kimmel immer wieder verurteilt habe, ja keine Freigabe zu machen. Immer habe ihm Kimmel erklärt: „Ich bin doch wieder aus, ich muß wieder heim zu meine 5 Weibchen, um mein Vieh, zu mein Haus und Acker, zu meiner Frau, die umstand ich. Mei Bua will ich sehe. Wenn ich wieder in Kompanie komm, dann soll ich, dann ich alles aus.“

Die 14 Tage waren vergangen, als erneut Bataillonbefehl die Kompanie stellt 1 Unteroffizier und 1 Mann, die den Kimmel, Kimmel im Garnisongefängnis Köln-Deutz abholen, Franz, vertreten“, befehlt der Leutnant. Unteroffizier A. K., Inhaber des Er. II. und I. Klasse, sowie der Kompanie des Leutnants, F. D., aus Wolfach, waren erwartungsvoll vorgereitet. „Sie sehen jetzt nach Köln und halt mir den Kompanieführer, verstanden?“, sprach der Leutnant. Die beiden sahen auf die Seite nehmend, sagte er ihnen noch, ihr macht einen kleinen Umweg über Aachen und sagt meiner Frau „Guten Tag“, bringt ihr mir aber den Kimmel nicht, dann auch der Deibel! Verstanden? Ein freundliches „Ja wohl, Herr Leutnant“ und die beiden verschwanden. Vier Tage waren vergangen, als die beiden mit Kimmel zur Kompanie kamen. Der Umweg zur Frau des Leutnants war etwas länger ausgefallen, wie man zuerst geglaubt. Gleichgültig, ohne jegliche Antwort und ohne sichtliche

Gemütsbewegung ließ Kimmel das Donnerwetter des Leutnants, von wegen Verletzung für Fahnenflucht, mit Festung, Erschießen usw. bei nachmaliger Flucht, über sich ergehen. Nur die Muthdämmerung verzog er, als ob er sagen wollte: „Ich habe doch wieder ab.“

Zwei Tage später war Kimmel abermals verschwunden. Doch diesmal war er nicht weit gekommen. Bereits am zweiten Tage brachte ihn die Feldgendarmarie wieder. Genau so gleichgültig, wie vor zwei Tagen, nur den Kopf gesenkt in Erwartung eines neuen Donnerwetters und einer harten Strafe, stand Kimmel abermals vor dem Kompanieführer. Doch es kam anders als sich Kimmel und wir alle gebahrt hatten, nämlich: Der Kompanieführer, in Zivilberuf Lehrer, war einer jener wenigen Offiziere, bei denen der Mensch nicht erst beim Leutnant anfing und der auch Verständnis für den „gemeinen Mann“ hatte, empfing Kimmel, ihm gleichzeitig die Hand hinreichend, mit den Worten: „Tag, Kimmel, wieder da?“ „Ja wohl, Herr Leutnant“, bekräftigte er leiserfüllt. „So Kimmel, nehmen Sie mal Platz, hier 'ne Zigarre, auch 'nen Schnaps gefällig?“ Kimmel, hierüber sehr verwundert, verzog seine Zigarre anzuheben. „Hier, bitte, Feuer“, sagte der Leutnant, Kimmel und sich die Zigarren ansehend, gleichzeitig fragend: „Na, Kimmel, wie wars denn übrigens?“ „Danke, gut, Herr Leutnant.“ Seinen Kopf ausweichend, sich neben Kimmel hinsetzend, begann er: „Nun, Kimmel, wollen wir zwei einmal miteinander plaudern wie Kameraden, denke, du bist Gemeiner, ich bin Gemeiner, du schickst Kohldampf, ich schicke Kohldampf, ich schanze wie du und erhalte dieselbe Löhnung wie du, kannst auch du zu mir sagen.“ Kimmel schüttelte den Kopf. „Nicht? Nun sagst eben Kamerad. Erzähle ungeniert, ganz gleich ob 1/2 Stunde, 1 Stunde, 2 Stunden oder länger, warum du wieder ausgereist bist.“ Kimmel rutschte unruhig hin und her, hustete, verschluckte sich und sah verzweifelt um sich. „Ja, Herr Leutnant“, begann er zu stammeln, „das ist so eine Sache, davon zu erzählen, zumal wenn man immer wieder eingesperrt wird.“ Ein mitleidiges Lächeln suchte über sein Gesicht. „Nur zu“, ermunterte ihn der Leutnant, ihm abermals einen Schnaps anbietend. Nachdem beide einen guten Zug gemacht hatten, begann Kimmel: „In Gottes Namen will ich es halt tun.“

Nun erzählte er, wie er während des Urlaubs daheim eine Fülle von Arbeit verrichtete, der Schwiegerbrater krank sei, die Frau in anderen Umständen, 5 Kinder für zu versorgen habe, das Heu bereits auf den Matten verkauft, er täglich von morgens bis in die Nacht gearbeitet habe und die Arbeit ihm auch Freude machte, daß er Krieg, Regiment, Kompanie, alles vergessen habe, bis plötzlich morgens früh, als er kaum wieder auf dem Felde war, der Gendarm gekommen sei und ihn in schroffer Weise behandelt habe. Wie aus einem Traum bin ich aufgewacht, sagte er, in meine Hand suchte es, ihm die Senf in Waud bei Schlägel. Aber nur e Sekund. Ohne Widerred bin i mitgange, uff etwete Zeit der Gendarm, an der anere hab i mei woi Mable g'führt, die mitgange ware Blume samme. Wie ich Wüchtes g'nomme hab von meine 5 Mable un meine Frau, die bitterlich gheilt denn, hab ich se trübet un ihnen g'sagt, daß ich bald wieder komm. Je näher ich an die Front komme bin, je mehr hats mich heimzuge, bis ich denn in Sedan abg'haue bin. Wie ich dann in Köln wieder festg'nomme worde bin, hat i mir vorg'nomme, wenn d' wieder in Grabe kommich, bei der nächste Gelegenheit jagch den Hals, wo dich uff Schritt und Tritt verpöf, e Kugel durch de Kopf, dahem heist deshalb doch „Auf dem Felde der Ehre gefallen.“ Ganz g'wieh, ich kann ohne e Kugel durch de Kopf jage welle. Do sinn dann aber der Unteroffizier un Ihr Vurich komme und die zwei ware so anständig zu mir, un hem mer von Ihre Frau verhält, daß sie so lieb zu ihnen g'weie ich, und daß sie un ihre Schwiegermutter sich alles am Maul abspare den, daß sie ohne, Herr Leutnant, ebbes schide kennen. Wie des alles g'heert hab, do ich mir

d'r Gedanke an Raube vergange.“ Nachdem eine längere Pause eingetreten und Kimmel an seiner inzwischen erloschenen Zigarre herumzog, fuhr er plötzlich unter Weinen fort: „So, un z'leht, do hab ichs nimmer aushalte kenne, do hab ichs g'mert, daß, wenn ich wieder in Grabe muß, daß ich der erscht bin, wo in d'r Kompanie tall. Und daheim ich die Frau in Umständ allein und bald kommt mei Stammhalter, Laß mich heim, Kamerad, zu meine Kinder, zu mein Haus und Vieh“, dat er händeringend, laut weinend den Kompanieführer.

Erschüttert stand der Leutnant nun auf und sagte, ihn gleichzeitig wieder auf seinen Sitz drückend: „Kimmel, Fort lassen? Weht nicht, unmöglich. Wie sollte es werden, wenn wir jetzt alle die Finte ins Korn werfen wollten! Was würden dereinst unsere Kinder von uns sagen!“ usw. Doch Kimmel wollte von dem alles nichts hören und hing immer wieder an, von Frau, Mable, Bua, Hans und Hof zu jammern. Nun sagte der Leutnant, Bua, Hans und Hof zu jammern. „Kimmel, ich werde sehen, was sich machen läßt! Vielleicht kann ich dir bald Druckposten besorgen, wenn wieder eine Abkommandierung kommt zum Bataillon, Regiment oder Division. Habe noch einige Tage Gebuld.“ Gleichzeitig dem Kimmel die Hand hinreichend, sagte er noch: „Du mußt mir aber versprechen, daß du mir keine Dummheiten mehr machst und nicht mehr ausreißt.“ Schwer fiel die Hand Kimmels in die des Leutnants, aber sein Blick irrte umher. — Zwei Tage später. Ein wunderbarer Morgen war angebrochen. Jubelierend, Tod und Tränen nicht kennend, stiegen die Leichen in die Luft, als wir gegen 4 Uhr mit dem „Grüß dich Gott, mein Vaterland“ von Font-Parberger aus nach der Stellung abrückten. Da, plötzlich, als wir noch weit von der Front entfernt, war eine Granate über unsere Köpfe hinweggegangen, unmittelbar hinter der Kompanie kreierend. Schon wollten wir weiter, da erscholl ein vielstimmiger Schrei: „Sanitäter.“

Glücklich war dieser, gefolgt von dem Kompanieführer, an der Einschlagstelle. Erleber war bereits neben dem Verletzten niedergekniet, als der Leutnant fragte: „Was ist los?“ Bedauernd schüttelte der Sanitäter den Kopf. „Tot.“ Erschüttert kniet der Leutnant neben dem Toten nieder. Seine Hand ergreifend ruft er: „Kimmel, nicht sterben, Kimmel!“ Aber Kimmel hörte nicht mehr. Ein hartnäckiger Zug lag um seinen Mund, als ob er noch im Tode sagen wollte: „Hab' ich es nicht gesagt, wenn ich wieder an die Front komme, ist alles aus mit mir.“ Während nicht nur dem Kompanieführer die Tränen über die Wangen rollten, dürstet niemals mehr Tränen in der Kompanie geflossen sein wie an diesem 1. September 1918.

Nach fünf Tagen überreichte der Wundarzt mit Atternden Händen dem Kompanieführer eine Karte folgenden Inhalts: „Kinnach, den 30. August 1918. Lieber Mann! Gestern morgen ist unser Wüble angekommen, ein strammes Wüble, und ich bin wohlauf. Gott sei Dank, der uns das Wüble geschenkt hat. Geld, nun wirst du wohl bald in Urlaub kommen, und der Haber steht auch noch draußen. Herzliche Grüße und Küsse, auch von unseren Kindern. Deine glückliche Luise.“ In grenzenlosem Weh schlug der Leutnant die Hände vor das Gesicht und sagte „Armer Kimmel, arme Frau Luise!“ Heute nach 14 Jahren gibt es abermals eine Klause von Menschen, die nicht nur zum Krieg, nein, sogar zum Bruderkrieg und Bürgerkrieg gehen. Würden alle diese Deher und Antrigenpieler diesen Fall Kimmel erlebt haben, die Luft zu jeglichem Morben würde ihnen bald vergehen. Armer Kamerad Kimmel, armes deutsches Volk!

D. Fieberling.



Die Rappoldsteinerin

Kulturhistorischer Roman von HEDDA WAGNER

Nachdruck verboten / Folge 13

Egenolf packte sie an den Handgelenken so fest, daß sie vor Schmerz aufschrie. „Ah, wie die das Lügen verheißt! Und hättest du nicht gelassen, so fäße jetzt dein Blut über den Fußboden.“ Er griff unwillkürlich an seine linke Seite, — da hing nichts im Spiel. — Gut, daß er seine Waffen stecken im Zimmer gelassen hat, dachte Verena, Sie stand wie ein Steinbild in unbarmherziger Regung immer neben dem Türpfosten. „Egenolf“, sagte Herzland mit tonloser, zerbrochener Stimme, sie schau vor ihm, so wie er sie losgelassen hatte, ganz hilflos: „Egenolf, ich flehe dich an, laß die Finger, wie alles kam.“ „Schweig! Schweig! Kein Wort der Lüge weiter!“ schrie der Rappoldsteiner; dann wandte er plötzlich sich und seinen Grimm wies er in euren frommen Mauern sich einschleichen kann, wie der Rappoldsteiner im Taubenhaus? Ihre gelassene Ruhe reizte ihn noch mehr. „Ich habe mein Weib euch anvertraut — ihr schuldet mir Treue.“ „Poß Donner! Daß euch Poß Blis schänd! Was Verena gehen hier ein und aus?“ Verena suchte die Achseln. „Was für Buben? — Fragt doch all die Herren vom schwäbischen und rheinischen Adel, so bei uns einreden euch schönen Dank sagen! Hier herein?“ — sie wies nach. — „hierher gelangt ohne mein Wissen und Willen nicht.“ — Und überdies — ich sag' euch ja, daß ich einen aufgespürten, hierher gehört. — Er hätte ja auch — — und hier herlein können — — dort drüben sind die Kammer der Rappoldsteiner. — Was gehn mich eures Weibes Vuhlschaft an?“ — Verena wachte recht gut, daß der Rasende über Sinn und Zuversicht ihrer Worte jetzt gerade nicht nachgarübeln würde. — Verena wachte nicht, die mit bebenden Händen in ein Gewand sich schloß. — Und im übrigen: ihr galt es gleich. Sie hatte erreicht, was sie wollte — ihre Rolle war ausgepielt. Nein — noch nicht ganz. Der Herr ging auf und ab im Gemach. So oft er an seiner

Gattin vorbeikam, ballte er die Faust. Er schien mit sich nicht einig werden zu können, was jetzt zu tun sei.

„Egenolf —“ bat Herzland jetzt, da er einen Augenblick innehielt. Ganz leise und demütig klang es. „Laßt sie nur denn wieder zu, ich könnte —“

„Was ich mit Augen seh', mit Ohren hör' —“, fauckte er verbißnen. „Das weißt du mit glatten Worten nicht ablegen!“ Er trat auf sie zu und legte seine Hand schwer auf ihren Arm. „Und jetzt: wer ist der, mit dem du Vuhlschaft getrieben? — Er darf mir auch nicht leer ausgehen.“

Herzland schrie leise auf, so hatte er sie gepackt. „Egenolf — ich bitte dich — der Schein ist gegen mich — aber vertausch du denn deiner Herzland immer mehr? War ich die nicht immer ein treues Weib? — Ich — ich —“ es sollte sie immer über die Lippen, das Wort: ich hab' dich so lieb gehabt.“

Verena war lautlos hinausgeglitten. Die Tür blieb offen stehen. Man hörte daneben eine andere Knarren — da kam Verena schon wieder zurück. Halb hinter ihr duckte sich die graue Urlla. „Herr von Rappoldstein“, sprach Verena, „hier hat ihr meine Gürtelmad — sie schlief in der Kammer, hier nebenan. Du sie auch selber sagen, ob und was sie gehört hat.“

„Fragt ihr sie“, sagte brummig der Herr. „Die wird jaft viel wissen, die alte Nachtkeule.“

„Hör', Urlla“, sagte nun Verena, und sah dabei die Alte scharf an. „Ist dir heut' Nacht etwas besonderes aufgefallen, hier nebenan, in Frau Herzlands Kammer? Aber bleib' bei der Wahrheit — sonst —“

„Ach, Frau Veronin“, und Urlla neigte sich tief. „Ich weiß nicht.“

„Rasch, tumme dich!“ sagte Verena, und blickte auf den von Rappoldstein. „Der Herr hat mit Zeit, abzuwarten, bis es dir genehm, den Mund aufzutun. Was weißt du?“

„Ach, Frau Veronin — grollet mir nit! Hät' e euch vielleicht angezeigt am Morgen. War's mir doch, als gingen Männerstühle hier über'n Gang — und als ging die Tür da —“ sie deutete um sich, „auf — und es flüsterte und heimliches eitles Lachen weckte mich jaft aus dem ersten Schlaf. — Dacht mir wohl, es sei Frau Herzlands Gemahl, der ihr da so spät noch aufwachte. —“ Sie blickte verlegen auf den Rappoldsteiner, der sie mit bösen Ausdruck anstarrte. „Bin gleich wieder eingeschlafen — bis mich jetzt Frau Verena weckte — war so müd heute —“

„Genaug, alte Kumpel“, sagte der Herr; und drehte ihr den Rücken. „Es ist vollauf genug —“ wandte er sich zornig an Verena, als Urlla so rasch sie ihre alten Beine trugen, verschwand war. „Hört ihr — stopft der Alten das Maul — im Garten oder im Bösen — daß nicht morgen das ganze Gesinde über mich lästert und lacht.“

„Urlla kann schweigen — seid dessen gewiß!“ sagte Verena mit einem ganz eigentümlichen Lächeln. —

Der Herr stand dumpf brütend da. Er kam nicht mit sich zurecht, das sah man ihm an. Aber auf einmal fuhr er empor. „Was sieh' ich da?“ rief er und wollte zur Tür. „Ihm nach! — Den Schandbuben züchtigen.“

Verena vertat ihm den Weg. Ganz ruhig, aber sehr bestimmt, sagte sie: „Wollt ihr Aufsehen machen, daß morgen Kloster und Städtlein des voll sind, so rennet! Bis das Kopf aus dem Stall und ihr gekleidet seid, hat der guten Vorsprung. Wißt ihr überhaupt, nach wem ihr fahndet? Ein schöner Jäger, der nicht weiß, was sein Bild ist!“

Und ein sauberes Kloster, in dem solches sich zutragen kann, wütete Egenolf. Und dann wandte er sich an Herzland, die in unheimlicher Starcheit mit hilflos herabhängenden Armen da stand. In ihrem betäubten Kopf war nur der eine Gedanke: sie war unschuldig — und ihr wurde nicht geglaubt. Nicht geglaubt von dem Menschen, der ihr der Liebste auf Erden war. Das tat so bitter weh. — Und ganz leise begann sich in dies Weh der Trost des ungerechten Beschuldigten zu mischen.

Jetzt stand er wieder knapp vor ihr. Ganz fremd, verzerrt in kalter Wut, erschienen ihr die sonst so geliebten Züge. „Du da! Hör!“ — sagte er, und machte eine drohende Gebärde. „Dein Gericht ist noch nicht aus. — Deines Buhlen Namen will ich wissen — dann, wenn er gezügigt ist, kommt die Reihe an dich!“

Herzland preßte beide Hände auf die Brust, die so schmerzte, als sei da drin etwas zerprungen und zerbrochen, was bisher ihres Lebens Halt gewesen war. Und auf einmal hatte sie ihre Stimme ganz in der Gewalt, und konnte mit ruhiger Festigkeit sagen: „Kein Buhle wollte bei mir — denn nichts Böses geschah, o mein Gemahl!“

Er fuhr auf. „Neues Lügen? Meinst, ich bin blind und blind? Du Clende!“

Sie war totenblau, aber noch immer klang ihre Stimme ruhig und fest. „Egenolf — ich bin die so treu, wie ich's immer war. — Meine größte Schmach ist, daß du meiner Treue nicht traust!“

„Die trauen? Gegen meine Augen und Ohren? Lügen die?“ — Er stieß es heraus, wie einen Fluch.

„Was du sahest, war trügerend Schein —“, sagte sie. „Du wähestest mich untreu, und ich litt nur Not.“

„Schöne, listige Worte!“ höhnte er. „Da läßt man euch Weiber einmal ein paar Wochen allein — gleich zieht ihr unsere Ehre in den Kot! Wie ein Hündin. — Ihr seid die Gefel nicht wert, mit der man euch schlägt. — Und jetzt spar die Worte! Nur eins will ich noch hören, den Namen deines Buhlen!“

Er stand knapp vor ihr, sie um Haupteslänge überragend. Und Herzland sah ihn mit einem großen Blick an. „Den nenn' ich die nicht. —“ sagte sie. (Fortsetzung folgt.)